

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 41.

Montag, 18. Februar.

1929.

(Z. Fortsetzung.)

Feuer auf den Höhen.

Roman von Else Wibel.

(Nachdruck verboten.)

"Es ist vollkommen unabänderlich . . . Aber ich verlange nicht, daß Sie das verstehen sollen."

"Ehrlich gesagt: es lohnt sich auch nicht. — Wie kann man jemals von einer Stunde wissen, wie sie sich gestaltet?"

"Vielleicht kommt es nur darauf an, daß man weiß, wie jede Stunde einen selbst antrifft . . ."

"Wo zu? Diese eine Stunde könnte eine unerhörte vergangliche Morgenfrühe sein. So nach einer durchzumüllten Nacht. Man nimmt den Kaffee im Restaurant eines Bahnhofs. Alle anderen Möglichkeiten sind zu solcher Zwischenzeit verschlossen. Züge preisen aufreizend. Man darf sie nicht wegfahren lassen, ohne etwau von ihnen zu benutzen. Es gibt viele sympathische Gegenden auf der Landkarte. Da ist Sotschi . . . Die Leithenberge . . . Sie kennen es. Die Sonne im Schwarzen Meer untergehen sehen . . . Morgen schon."

"Und die Frauen von Sotschi . . ."

"Gewiß, auch die Frauen von Sotschi" bestätigt er liebenswürdig. "Man überschlägt sein flüssiges Vermögen . . . Also los. Irgendwie kommt man immer weiter. Je weniger man besitzt, desto leichter. Einmal hat mir der Schalterbeamte väterlich gesagt: „Mein Gott, was wollen S' denn schon wieder da unten? Fahren S' doch lieber amal zu die andern Wilden.“ Diese Impulsreisen sind noch immer die ergiebigsten gewesen."

Seine Art ist ihr mit einem Male störend. Eine Verwöhnlösung klingt durch. "Soll das ein Schulbeispiel sein? Die wenigsten können ihren Impulsen folgen, ohne daß sie anderen damit etwas zerstören", sagt sie kühl.

"Das klingt viel zu tragisch. Immer diese anderen! Es gibt keine unverantwortlichere Vergewaltigung als die der sogenannten Familienbande. Wer darf einem Menschen das Bestimmungsrecht über sich selbst nehmen?"

"Welche Frage in einer Welt, die so voll unerbittlicher Gesetze ist. Ubrigens . . . ein wenig imaginär wie jede sogenannte Freiheit scheint mir doch auch die Ihre zu sein."

"Nein, solange sie Geschmack und Lebensstil nicht verzieht, hält sie die Probe aus. Erst wenn sie zu pöbeln anfängt, wirkt sie falsch. Ich möchte diese Art kultivierter Freiheit für Sie erzwingen", sagt er unvermittelt mit sonderbar weicher Stimme . . .

Gewiß, Baron von Staden ist untadeliger Kavalier der alten Schule. Als eine Todsfürde würde er's sich anrechnen, wollte er das Gespräch Benita Mironows mit dem Maler unterbrechen. Aber allmählich verläßt ihn die etwas brüchige Geduld: die beiden hören nicht auf, mit ernsten Gesichtern sich Geschichten zu erzählen. Und ihm brennt die Frage auf der Zunge. Sein Stock klopft im Takt den Rhythmen der Gartenwege.

Endlich bemerkte es Benita und wendet den Kopf. Der alte Herr ist immer wieder aufs neue davon bestossen, zu welch überraschender Schönheit sie sich ausgewachsen hat.

Weshalb Gott, niemand verdenkt es dem jungen Mann dort drüber, wenn er das Gespräch mit ihr in die

Länge zieht . . . dennoch, der Baron ist jetzt endgültig fertig mit dem Vorrat seiner Langmut.

"Verzeihen Sie, Benita, es ist eine große Verwirrung der Geister entstanden. Wir brauchen Herrn Sollern dringend zur Entwirrung. Hier, Herr Reimar Kyllern erklärt, Sie malen nur Berglandschaften. Ja, hören Sie schon: ich leide doch nicht an Zwangsvorstellungen. Da sah ich neulich in der Stadt, in irgend einer großen Kunsthändlung, eine Madonna. Ihre Signatur ganz deutlich darunter. Maria . . . ohne das Kind. In einem weißen Wolkenmantel. Richtig, ich entfinne mich . . . Sie saß auf vereistem Firn, oder vielmehr, sie thronte dort, streng und unnahbar . . . Ich bekenne, von Kunst verstehe ich gar nichts. Meine Moorästhetiken waren mir das höchste Kunstwerk. Aber diese Maria in ihrer Einsamkeit . . . die Inkarnation des Reinens. Sagen Sie uns, wie kann Schnee so von innen heraus entzündet sein . . .? Das haben Sie großartig gemacht . . . alles der Frau zum Lobe geschaffen . . . Schnee und Wolken und Berge . . ."

Es sprudelt ordentlich aus Baron Staden heraus. Allzu lange hat er seine Ansicht stumm mit sich herumtragen müssen. Das ist ihm ungewohnt. Man pflegte ihn zu hören, daheim im Altestenrat, in der Duma, in der Ritterschaft, im Landtag . . . sein Werk galt. Man ist jetzt wie ausgelöscht.

Sep Sollerns Gesicht ist undurchdringlich. Er sieht Benita an: "Ich werde den Herren meine Biographie aufsagen, wenn Sie es gestatten, gnädige Frau."

Und er verbiegt sich anders, als man es bei der Freiheit all seiner Gesten an ihm gewohnt ist.

"Halt! Das geht nicht. Wegzulaufen, wenn ich Sie eben entdecke! Weshalb kamen Sie nie mehr zu uns? . . . Fürchten Sie, unser altes Gartenhaus stürze über Ihnen zusammen? Man friert nur sehr darin. Man sitzt noch jetzt in Mäntel gewickelt in der Stube . . . Aber es hält!"

Da ist Ebba Neerenhoff, streckt Sep Sollern beide Hände entgegen und im Wohllaut ihrer Stimme schwingt ein weicher Unterton.

"Ich hatte viel zu tun. War unterwegs."

"Wenn Sie wüßten, wie wir es genossen haben, einmal wieder froh sein zu können. Was haben Sie alles aufgestellt, uns lachen zu machen."

Ebba Neerenhoff trägt den Hut in der Hand, wie immer, wenn es irgend angeht. Ihr starkes Haar, schimmernd wie reifer Roggen, ist um den Kopf gewunden. Aber ihr Gesicht ist gramverwüstet.

"Ob sie — blond ist, seine Maria?" denkt Benita Mironow. Sep Sollern hat sich nicht ohne Wärme von Frau von Neerenhoff verabschiedet.

Die aufgeschreckten Augen Benita Mironows suchen die Herrengruppe, aus der jetzt lebhafte Hin und Her einer angeregten Unterhaltung klingt. Schlagworte prasseln. Baron Staden fragt: "Aber . . . aber ich bitte: das stand ja gar nicht zur Diskussion. Die Kunstsrichtungen, die alle auf einen Ismus hinauslaufen. Unser Thema hieß: Sep Sollern und sein Werk . . . Ich bitte dringend, meine Herren, zur Sache . . ."

Sep Sollern macht eine mondän verbindliche Bewegung: "Ich stehe zu Ihrer Verfügung", sagt er höflich zerstreut. Man umdrängt ihn.

Er ist der geschickteste Marionettenspieler. Die ganze Gesellschaft läßt er zu seiner eigenen Belustigung tanzen. Eine Weile hörte er vielleicht auch hin nach den Witzbegierigen und denen, die gründlich auf dem Laufenden sind. Und alle fühlen sich aufs beste von ihm unterhalten, der völlig unbeteiligt ist. Denn das ist das Geheimnis von Sep Sollerns unerhörter gesellschaftlicher Beliebtheit: jeder fühlt sich selbst im Mittelpunkt der Interessen.

Benita Mironow vermag nicht ihre Gedanken von ihm zu lösen. Sie sieht verstört zu Ebba Neerenhoff hin, die neben ihr steht.

„Spricht sie denn zu mir?“, denkt sie gequält.

„Ja, Benita . . . Sie hören schon? Meine arme Schwester . . . Das Restgut hat man Ihnen gelassen. Sie wissen ja — es war ein Bauerngut. Das konnte nicht enteignet werden, wie alles andere. Nun . . .“ Sie dort mit den Kindern. Er schläft bis zum Niederbruch und ihr Mann arbeitet an einem Kodizill, das alle Menschen zu versöhnten Brüdern machen soll. Darüber läßt er den elenden Besitz zugrunde gehen. Dieser unermüdliche Tatentyp von einst . . . vollkommen zerstört, seit er nach Sibirien verschleppt war, damals mit all unseren Herren. Das sind wohl haushohe Sorgen . . .“

„Wahrscheinlich habe ich Ebba nach dem Schicksal der Ihren gefragt . . . Niemand redet hier ungefragt von seiner Not. Ich bin wie im Schlaf. Das geht nicht.“ Und Benita beschließt, sich sehr zusammenzuraffen.

Drüben hebt Sep Sollern in komischer Abwehr beide Hände: „Selbstverständlich ist mein Atelier jederzeit zur Besichtigung frei. Ich glaube nur nicht, daß es lohnt, die endlosen Treppen zu ersteigen. Man trifft eine heillose Unordnung droben. Sonst nichts Sehenswertes.“

Ein lautes Protestieren: „Das müßte erst festgestellt werden.“

„Ich bitte darum“, sagt Sep Sollern, geschickt abbrechend.

Wie er zu Benita Mironow hinübergeht, fallen von der Höhe der barocken Kirchtürme sechs schwere Schläge nieder. Die bronzenen Klammern der Opferbecken an den Gesimsen erglühen. Ein abendlicher Wind bringt die Kühle weißer Berge.

Auf halbem Wege kommt ihm Benita Mironow entgegen.

„Ich habe mich verspätet. Mein Mann wird sehr ungehalten sein. Geht es wohl, daß ich weglaufe? Ohne Abschiedzeremonie? Die nähme eine Stunde in Anspruch.“ „Es geht. Darf ich Sie begleiten?“

„Gerne, wenn Sie Zeit für mich haben. Ach Zeit . . .! Das ist kein Begriff für Sie.“

„Doch“, sagt Sep Sollern in ein langes Schweigen hinein, das sie in das sachte Dämmern der hohen Alleebäume begleitet hat . . . „doch, Zeit ist sehr wohl ein Begriff für Unsereinen. Denn Kunst ist nicht ein Etwas, das man auch treiben kann, sondern Zwang. Das stammt übrigens nicht von mir. Ich las es irgendwo . . . Man muß oft sehr peinlich genaue Zeit-inventur halten.“

„Sie widersprechen sich, Sep Sollern. Oder kann ich Ihnen heute nur nicht mehr folgen?“

Er sieht rasch auf: „Müde? Sie sind das Getriebe der großen Welt nicht mehr gewöhnt, nicht wahr?“

„Müde, ja. Und ganz leer. Aber das ist immer so gewesen. Viele Menschen haben mich immer ermüdet. Der Grund: ich erwarte vorher voll Spannung irgend etwas Besonderes von ihnen. Es endete noch jedesmal mit einer Enttäuschung.“

„Da hätte man also ein neues Lebensziel: das Richtentäuschende im Leben der Frau Benita“, sagt er spielerisch.

Herrgott, wenn sie wüßte, wie bitter ernst es ihm damit ist. Schlank geht sie neben ihm. Hoch und in einem strengen Fernsein. Gab es je ein Gesicht von solch makelloser Schönheit des Schnitts? Hellbronzen ist es, im halben Licht alter Alleen, die ein mächtiger Kirchenfürst hier erstehten ließ. Viel tiefer hätte er sie hineinführen müssen in das blauende Land. Mit

Benita Mironow zwischen diesen Baumriesen zu gehen, bedeutet Gnade und Not ohne Maßen.

Sie wendet sich ihm zu. „Das hier ist wie Heimat. Überall gibt es bei uns Alleen. Sie laufen von unseren Häusern oft stundenlang durch die Landschaft. Sie sind hoch wie Dome und voll Kühle. Es war Winter, wie Sie bei uns waren. So sahen Sie das alles nicht.“

„Wo Herren sahen, entstanden immer Alleen“, doziert Sep Sollern. Er weiß gar nicht, was er sagt. Er sieht das schwärzliche Grün hochsommerlicher Eichen. Darunter eine einsame, junge Königin.

„Singdrosseln sangen. Ich höre hier nie eine Singdrossel“, klagt sie.

Er findet es mit einem Male unerträglich, daß die Bäume seiner Heimat ohne diese Vögel sind, die Benita Mironow liebt . . .

„Es scheint, ich werde dieses Frühjahr zum erstenmal ganz bewußt wieder erleben. Wie sonderbar: ich habe den Wechsel der Zeiten vergessen . . . lange schon. Jetzt fühle ich alles wieder . . . Die Schnepfen werden streichen . . .“

Gestern habe ich die erste geschossen.“

„Ah . . . das gehörte zu Hause mit zum Schönsten. Man steht an einer Waldschneise . . . Über dem bläulichen Himmel silberstreifige Wolken. Kraniche ziehen . . . Ein Hasenbaumt auf. Man horcht. Alles ist Stille und Klopfende Erwartung . . . Und endlich das tiefe Quarren fernher. Im langsamem Zickzack die Spitzschwäbeligen . . . Immer ist es dann doch wie ein feiner, flüchtiger Schmerz, nicht wahr, wenn der rote Blitz sie aus ihrem Liebespiel zur Erde holt . . . Ich besaß einen vorzüglichen Vorstehhund. Er hat nie lange gefucht. Und er hing unendlich an uns . . . Sie haben ihm mit dem Gewehrholz den Schädel einschlagen müssen, ehe sie in unser Zimmer eindringen konnten . . . damals . . . in der Nacht, die so voll Entsetzen gewesen ist.“

Benita Mironow bricht rasch ab . . . Über ihr Gesicht gehen Schatten. Aus den Tiefen eines wortlosen Grauens steigen sie empor.

Hinter den leichten Alleebäumen beginnen die Wiesen, von Primeln und dunfelblauen Enzianen übersternt. Im aprikosenfarbenen Licht liegen kahle Äcker, darunter als feiner, blinkender Wollenzug die fernen Berge.

Benita Mironow bleibt stehen: „Ich wollte, ich könnte Anna-Dorothee einen Strauß mitbringen. Meine Tochter liebt Blumen über alles. Aber es wird unmöglich sein . . . Die Nacht kommt bald. Ihre Freude an den ersten Frühlingsblumen würde ganz zerstört von der Angst um ihre Mutter . . . Ich danke Ihnen, daß Sie mitkamen. Jetzt finde ich wirklich allein nach Hause, Herr Sollern . . .“

„Ist das ein Befehl, gnädige Frau? Oder darf ich tun, was ich für richtig halte?“

Um ihren Mund geht ein zuckendes Lächeln: „Ein Befehl? Nein, das war es natürlich nicht. Ich wünschte zu vermeiden, daß Sie einen endlosen Heimweg im Dunkeln vor sich haben. Übrigens bin ich sehr selbstständig geworden. Ich gehe meist ohne Begleitung zu jeder Zeit, auch des Nachts.“

„Dann gestatten Sie, daß es das eine Mal, wo ich es verhindern kann, unterbleibt.“ (Forti. folgt.)

Hoffnung.

Manchmal bliden wir mit grohem Bangen
In des Lebens dunkeltiefe Wellen,
Sehen unser Schifflein schon zerstollen
Und kein Sternlein scheint uns aufgegangen.
Doch wie plötzlich auftaucht in unser Denken
Heller Hoffnung wunderbares Losen.
Und wir ziehn den Weg ganz unerschrocken,
Lassen uns vom Licht der Hoffnung lenken.
Wenn des Schicksals düstere Gewalten,
Unser Dasein tausendsach bedrohen, —
Mit Verderben überall umgeben;
Wird zugleich die Hoffnung uns erhalten,
Dass wir stets mit einer Siegesfrohen
Starken Waffe wandern durch das Leben.
Franz Cingia.

Kentucky-Ohio.

Skizze von Heinrich Tölle.

Mr. Allen, Sportberichterstatter des „Daily Express“ in U. S. A., bestieg sein schnittiges Cabriolett, ließ den Motor anspringen und fuhrte dem großen Stadion, etwa zwanzig Kilometer vom Erscheinungsort seiner Zeitung entfernt, zu. Mr. Allen war in hochform, im Vollgefühl des Bewußtseins seiner hochwichtigen Persönlichkeit. Heute nachmittag noch würden Tausende sich auf seinen Bericht über das Fußballdress der Staaten Kentucky und Ohio stützen, um zu wissen, was er, Mr. Allen, anerkannte Autorität auf dem Gebiete der Sportkritik, vom Spiel zu sagen hatte.

Die Landstraße war erreicht, der Wind pfiff ihm um die Ohren und holte vorherrschende Funken aus Allens Shaggspeise. Er hatte gerade den dritten Gang eingeschaltet, als er hinter sich eine Hupe vernahm. Raum hörte er sich umgesehen, als ihm ein schallendes „Guten Tag!“ auflog und der vorliegende Wagen, ebenfalls ein Cabriolett, knapp an dem seinen lag.

Der Lenker dieses Wagens war für Mr. Allens Begriffe der unausstehlichste Mensch von der Welt: Mr. Hunter, Sportberichterstatter der „Evening Post“, Konkurrenz schärfster Klasse. Dragen nach dem Ziel dieses unangenehmen Begleiters schien Allen höchst überflüssig, das lag klar auf der Hand. Und nun besaß dieser Mensch auch noch die Freiheit, zu fragen, wie es mit einer Vorwunde für das nächste Automobilrennen sei. Allen warf ihm einen wütenden Blick zu, brummte mißmutig etwas vor sich hin und gab Gas. Gleicherweise Mr. Hunter. Das Rennen entwidete sich bald zu einem Kampf erster Güte und ereigte die gespannte Aufmerksamkeit aller Passanten und Autofahrer. Hunters Wagen lag dicht hinter dem Allens, vermochte aber nicht, diesen zu überholen. An Allens Kopf vorbei brauste der Wind, es war ihm, als gingen ihm die vorüberliegenden Bäume mitten durch den Körper.

Vor ihnen lag eine kleine Stadt. Eben als beide die Geschwindigkeit verringerten, geschah plötzlich die Katastrophe. Es gab einen furchtbaren Knall, Allens Wagen hobte wie ein wilder Mustang, und im nächsten Augenblick bohrte sich der Kühler des Hunter-Cabrioletts in das Hinterteil des Allen-Wagens, dem ein Reifen geplatzt war. Zu einem Doppelwagen vereinigt, überflog das Gefährt einen Graben und landete mitten im Felde, die beiden Lenker lagen einige Meter davon entfernt. Zwei, drei Minuten verstrichen ohne jeden Laut, dann kamen Menschen. Allen wachte aus einer kurzen Betäubung auf, richtete sich hoch und rieb seine Glieder. Einmal später machte Hunter dieselben Versuche, sich die Lage zu vergegenwärtigen. Man hob die beiden auf und stellte fest, daß sie sich zwar mühsam, aber immerhin noch selbst bewegen konnten. So wankten die beiden Kollegen zur Stadt, wo gleich am Eingang zwei Lokale lagen, eines rechts, das andere links. Der Weg bis hierher war mit mehr oder weniger geistreichen Auseinandersetzungen zwischen Allen und Hunter gespickt gewesen. Als Hunter sich nun anschickte, in das Lokal auf der rechten Seite zu gehen, wandte Allen sich nach links. Es war ihm unmöglich, sich mit diesem Menschen in dasselbe Lokal zu seken. Wenn zwischen beiden bisher noch eine leidliche kollegiale Verbindung bestanden hatte, so war nun auch der letzte Faden zerschnitten.

Drinnen stürzte Allen sich sofort auf das Telefon und klingelte eine Wagenvermietung nach der anderen an. Überall mit denselben Mißerfolg. Die Taxen seien wegen des Fußballdress sämtlich unterwegs und vor den ersten vier Stunden nicht frei. Allen begann zu verzweifeln. In einer halben Stunde begann das Spiel. Eine Reparatur seines Wagens nahm mindestens drei Stunden in Anspruch. Zu Fuß laufen? Unmöglich! Das dauerte ebenfalls mindestens drei Stunden. Die letzte Hoffnung auf die Eisenbahn zerstob in ein Nichts, als man ihm mitteilte, daß der nächste Zug erst gegen Abend fahre. Allen rauhte sich die Haare. Die Sensation des Monats verlor ohne ihn. Nur ein einziger Trost blieb ihm: er sah gegenüber am Fenster den Herrn Kollegen sich ebenfalls die Haare rauhen. Allen wartete und trank einen Whisky nach dem andern.

Dreiundneinhalb Stunde später betrat ein stattlicher junger Mann im Sportdress das Lokal. Er begann gleich zu schimpfen und zu fluchen: das habe er nicht erwartet, er habe bestimmt mit einem Sieg Ohio gerechnet. Allen war es, als sende ihm der Himmel einen Retter. Im Raum stand er neben dem Manne, und im Nu hatte er ihn an seinem Tische sitzen. Ein eifriges Interview nach dem Fußballdress begann, und Allen wunderte sich über die Sachkenntnis, die sein Gegenüber an den Tag legte. In knapp zehn Minuten hatte Allen seinen Bericht geschrieben.

„Entschuldigen Sie“, sagte er dann, „ich gebe eben den Bericht meiner Zeitung telefonisch durch. Das Sportextrablatt muß in einer halben Stunde in den Straßen sein.“

Als er zurückkam, strahlte er wie Apollo. „Der Bericht

wird bereits gesetzt!“ rief er fröhlich. „In wenigen Minuten steht man das Extrablatt.“ Er zog seinen Retter ganz nahe an sich heran.

„Mensch“, flüsterte er, „Sie taten mir einen großen Dienst. Aber einen noch größeren könnten Sie mir erweisen, wenn...“ Er zog eine Fünf-Dollar-Rote aus der Tasche. „Wissen Sie, im Local gegenüber sitzt die Konkurrenz. Dies gehört Ihnen, wenn Sie hinüber gehen und auch Mr. Hunter vom Spiel berichten. Sie müssen ihn aber nach Strich und Faden belügen!“

Der Fremde nickte und stellte grinsend die Dollarden ein. Im nächsten Augenblick stand er auf und trat auf die Straße. Während sich Allen vergnügt die Hände rieb, stieg der Fremde von draußen das Fenster auf, stellte den Kopf hindurch und zeigte ein hämisches Grinsen.

„Ich wollte Ihnen noch sagen, Mr. Allen: die Konkurrenz legt aber mehr an. Ehe ich hierher kam, war ich nämlich schon drüben, und Mr. Hunter gab mir zehn Dollar, für die Gefülligkeit. Sie nach Strich und Faden zu beklagen.“

Sprach's und warf ein weißes Eis auf den Boden, klapperte das Fenster zu und raste davon.

Gerade als Allen das weiße Eis aufhob, stürzte Mr. Hunter herein und hielt dieselbe teuflische Karte in der Hand. Der Aufdruck stellte eine weit größere Katastrophe als das Autounfall dar; es war den beiden, als blickte ihnen die ganze Hölle daraus entgegen: Mr. Southey, Berichterstatter von „The Sport“.

Das kostbare Geschenk.

Von J. P. Balje.

„Geh' denn die Geschäfte wirklich so schlecht?“ hatte die hübsche, junge Frau von Leeuwen jedesmal gefragt, wenn sie mit ihrem Mann an dem schönen, eleganten Modesalon „Du Louvre“ vorbeiging, und ebenso oft hatte Trans geantwortet, daß ein Kaufmann augenblicklich nicht einmal das trockne Brot verdiente, und daß, wenn sie sich einen kostbaren Pelz wünschte, sie nur bei ihrem Vater anklammern müßte, der schon seit Jahr und Tag bei Ihnen wohnte, sparsam von seinen Einsen lebte und sozusagen „im warmen Nest lag“.

Mit einem Seufzer hatte Frau von Leeuwen dann ihre Blicke von dem prachtvollen Pelzmantel abgewandt, der seit einigen Wochen ihr besonderes Interesse erregte, und auf den sie ihren Mann, im Hinblick auf ihren bevorstehenden Geburtstag, aufmerksam gemacht hatte, und der Funke des Verlangens in ihren klugen, hellen Augen erlosch wie ein verglimmendes Stückchen Kohle.

Einige Male hatte sie auf ihren Nachmittagspaziergängen auch ihren Vater mitgeschleppt, und mit deutlicher Ansspielung auf den sich nährenden Geburtstag sang sie das Lob dieses Pelzmantels, der für sie den Gipfel des Glücks bedeuten, der ihr so glänzend stehen würde, und dessen Preis in Anbetracht der ausgezeichneten Qualität wirklich lächerlich niedrig war.

Und als ihr Vater versuchte, sich mit einer nichtigen Redensart aus der Affäre zu ziehen und etwas in seinen Bart brummte von „ein Mann, der Geld in Mengen verdient, und der nur einmal tief in die Tasche greifen sollte“, seufzte sie wieder, und ihre Stimme zitterte, als sie ihrem Vater erklärte, daß auf Trans nicht zu rechnen wäre, weil die Geschäfte doch in der letzten Zeit so schlecht gingen und er an der Börse große Verluste erlitten hätte.

Abends war die Stimmung im Hause sehr gedrückt. Tilly war gereizt und machte sarkastische Bemerkungen, ihr Vater stichelte, sprach von Menschen, die gewissenlos mit ihrem Vermögen umgingen und nicht anständig für ihre Familie sorgten, während Trans eines Abends einen Bericht aus der Zeitung über einen alten Geißhals vorlas, der wie ein Bettler gelebt und in einem alten Strumpf ein kolossales Vermögen verborgen hatte. Er stellte grobe Vergleiche an und meinte, daß auch er Menschen kenne, denen er Dergartiges aufräue.

Inzwischen nahte Tillys Geburtstag mit raschen Schritten. Trans spekulierte verzweifelt an der Börse, doch das Glück war nicht mit ihm, und ein Pelzmantel konnte unmöglich dabei herauschauen. Tillys Vater inspizierte seine Effekten und schnitt eifrig Kupons, er rechnete stundenlang, aber es war und blieb eine Unmöglichkeit für ihn, Tillys Herzewunsch zu erfüllen.

Und beide Männer hofften auf ein Wunder, das es ihnen möglich machen würde, den heißbegehrten Mantel doch noch um Tillys zarte Schultern zu legen.

*
Der große Tag war angebrochen, und seit dem frühen Morgen klopfte Tillys Herz in beschleunigtem Tempo, denn es war bei ihnen heilige Tradition, daß die Geburtstags-

Überraschungen erst abends, wenn man gemütlich beisammen war, von den Geschäften, in denen die freundlichen Geber ihre Einkäufe gemacht hatten, ins Haus besorgt wurden. Diese Gewohnheit war ein Überbleibsel aus der „guten alten Zeit“, als Tilly und Trans hing verheiratet waren, und sie es kindlich genossen, einander so lange wie möglich in Spannung zu halten, um dadurch die Überraschung doppelt auszukosten.

Tilly hatte dem Wohnzimmer ein feistliches Aussehen gegeben. Überall standen Blumen, das Feuer im Kamin wärmte gemütlich, die Stehlampe warf einen matten Schein auf den Divan, wo ihr Mann scheinbar ruhig seine Zeitung las, während ihr Vater in einer dunklen Ecke saß und aus seiner Pfeife schwere Rauchwolken blies.

Da läutete es, und mit einem Schrei sprang Tilly auf und eilte zur Tür. Als sie einen Moment später wieder eintrat, lag tiefe Röte auf ihren Wangen; triumphierend trug sie den Pelzmantel herein, mit strahlenden Augen sah sie ihren Mann an.

„Trans“, sagte sie zärtlich, „du bist ein Schatz!“

Aber Trans schüttelte melancholisch den Kopf und wies in die Richtung von Tillys Vater. Trägend starnten Tillys Augen diesen an, doch auch er schüttelte kräftig den Kopf und hüllte sich in undurchdringliche Rauchwolken. Dann lachte Tilly herzlich und küsste einen nach dem andern.

„Ihr seid beide Taugenichtse“, erklärte sie mit schmeichelnder Stimme. „Aber Ihr dürft das Geheimnis bewahren. Ich werde euch beiden dafür dankbar sein!“

Und als sie sich sofort im Spiegel betrachtete, beschloß Trans, ihr den einfachen Ring, den er für sie gekauft, und den er selbst mitgenommen hatte — solch ein Ding wollte er nicht erst schaden lassen — für eine andere Gelegenheit aufzubewahren. Denn neben dem kostbaren Geschenk von Tillys Vater — der Alte war doch nobler, als er gedacht hatte — konnte er unmöglich mit etwas so Bescheidenem einkommen.

Tillys Vater fand, daß er Trans absolut falsch beurteilt hatte, und daß er jetzt bewiesen habe, wie viel er für seine Frau übrig hätte. Um sich mit seinem spanischen Schal — was war das im Vergleich zu dem Pelzmantel? — nicht lächerlich zu machen, nahm er sich vor, diesen noch aufzubewahren und ihn Tilly später einmal zu geben, wenn der Geburtstag vergessen war.

„Er steht dir ausgezeichnet, Kind“, sagte George Verlaar, als Tilly ihn den Mantel bewundern ließ, „aber ... schönsten sie keinen Verdacht?“

„Keine Saur, Liebster“, lachte Tilly, indem sie George zärtlich über das blonde Haar strich, „der eine verdächtigt den anderen, und du kannst dir denken, daß sie viel zu stolz sind, die Sache aufzuklären.“

(Autorisierte Übertragung von Lucie Blochert.)

Zwischen Leben und Tod.

Moderne Dressuren. — Das Blondhaar der Dompteuse. — Der Bär als Widersacher. — Das boxende Känguru.

Von M. L. English.

Kaum eine andere Berufsart ist in unserer Phantasie so untrennlich mit der Vorstellung höchster Gefahr verbunden wie der Beruf des Tierbändigers. Männer und Frauen, die einem Nerventitel des Publikums zuliebe mit allen möglichen Bestien arbeiten, seien ja auch täglich ihr Leben erneut aufs Spiel, denn absolut zuverlässig werden auch die besttressierten Tiere nie. Der geringfügigste Anlaß, irgend ein tödlicher Zufall kann ihre naturgegebene Wildheit mit elementarer Gewalt hervorbrechen lassen, und wehe dem Dompteur, der in solchen Momenten nicht fastblütige Ruhe bewahrt und versucht, dem Zwischenfall einen möglichst glimpflichen Ausgang zu verschaffen.

Wenn man von der Dressur wilder Tiere spricht, hat man in erster Linie Löwen und Tiger im Auge. Mit unendlicher Geduld versucht der Dompteur zunächst, das Tier an seinen Anblick zu gewöhnen. Aus täglichen stundenlangen Besuchen vor dem Käfig, Füttern, versuchsweise Streicheln besteht die erste Annäherung. Später verbringt der Bändiger fast den ganzen Tag im Käfig, spielt und spricht mit den großen Katzen, gibt ihnen das Freiheit und lädt möglichst keinen anderen an sie heranzkommen. Ist nach wochenlanger Mühe eine einigermaßen haltbare Kameradschaft zwischen Tier und Mensch zustandegekommen, beginnt das mühselige Werk der eigentlichen Dressur. In früheren Zeiten glaubte man, Tiere nur gefügig machen zu können, wenn man sie in beständiger Furcht erhebt. Der heutige

moderne Dompteur schlägt den entgegengesetzten Weg ein. Durch das viele Zusammensein im Käfig ist ein gewisser seelischer Kontakt hergestellt worden, und es genügt später oft ein Wink, und das Tier tut, was es soll. Selbstverständlich sind auch heute noch Ausbrüche der Wildheit sehr häufig, aber mit dem tieferen Verstehen der Tierseele finden sich auch bessere Wege, etwaige Ausbrüche schon im Keim zu ersticken.

Gegen absonderliche Zustände, die auf irgendwelche Instinkte des Tieres erregenden Einfluß ausüben, ist natürlich viel schwerer anzukommen. So hatte eine Dompteuse monatelang mit einem Leoparden gearbeitet, und nie war das Geringste vorgefallen. Sie trug bis dahin stets eine festanliegende Kostümbedeckung, die ihr Haar nicht sehen ließ. Anlässlich eines Kostümwechsels trat sie dem Leoparden zum erstenmal mit unbedektem Kopf gegenüber. War der Anblick nun ein ungewohnter oder reiste ihn das blonde Wuschelhaar des jungen Mädchens besonders, kurz, der Leopard sprang von seinem Schaukelsitz der Dompteuse in den Raden, vertrallte sich in ihrem Körper und verbiss sich derart in dem Blondhaar, daß man die ohnmächtig gewordene von der Beute nur lösen konnte, indem man ihr das Haar unter den Zähnen des Raubtiers dicht am Kopfe abschnitt.

Reich an aufregenden Zwischenfällen war die Laufbahn des Negers Ulica Mouja, eines der waghalsigsten unter den berufligen Bändigern. Er war der erste, der in der Manege einen regelrechten Ringkampf mit einem Löwen lieferte, eine Produktion, bei der er nie die kleinste Verletzung erlitt. Dafür lernte er bei anderen Gelegenheiten die Schattenseiten seines Berufes um so gründlicher kennen. Der Biß einer Löwin hinterließ tiefgründige Narben in seinem Oberschenkel, ein anderer Löwe zerfleischte ihm das Gesicht, und bei einer Vorstellung packte ein Königstiger den Fuß des Bändigers und riss ihn furchterlich zu. Ulica Mouja besaß keine andere Waffe als eine mit Platzpatronen geladene Pistole. Er zierte auf das Auge des Tieres, und gebündnet und erschreckt gab der Tiger den Fuß einen Augenblick frei, den der Neger, auf einem Bein humpelnd, zum Verlassen des Käfigs benutzte.

Jedem Bändiger ist es ein bekannter alter Erfahrungssatz, daß der so harmlos aussehende Meister Pez seiner Tüte wegen mehr zu fürchten ist als Löwen und Tiger. Der Umgang mit diesen sottigen Geschöpfen hat für Bändiger und Wärter seine besonderen Schwierigkeiten, weil von allen zu Dresszwecken verwandten wilden Tieren er der einzige ist, dessen Gemütsbewegungen in seinem Menschenbild nicht zum Ausdruck kommen. Einem Löwen oder Tiger, dem Wolf und der Hyäne ist die üble Laune sofort vom Gesicht zu lesen, und der erfahrene Dompteur wird darum nur selten durch einen plötzlichen Ausbruch ihrer Wut überrascht. Die Phisiognomie des Bären aber ist ganz unveränderlich, und da er zudem bei seinen Angriffen mit berechnender Hinterlist zu Werke geht, verdankt fast jeder Tierbändiger, der mit verschiedenen Raubtierarten arbeitet, seine tiefsten Narben der Tüte eines Bären.

Dass der nähere Umgang mit anderen, weniger reihenden Geschöpfen als Löwen, Tigern und Bären zuweilen sein Bedenkliches haben kann, beweist das Erlebnis, das ein anderer Dresseur hatte. Er hatte ein besonders großes Känguru zum Boxen abgerichtet und entfesselte durch die drollige Szene allabendlich wahre Lachsalven. Eines Tages aber nahm das Känguru die Sache ernst und bediente sich zur Abwehr nicht nur seiner gevollstierten Fausthandschuhe an den Vorderpfoten, sondern auch der langen, krallenbewehrten Hinterbeine. Mit blitzschnellen Schlägen hatte es seinem Herrn das Fleisch von den Schenkeln gerissen, und der Dompteur, der in jahrelanger „Arbeit“ mit Löwen und Tigern nie die geringste Verletzung erlitten hatte, lag wochenlang an den Folgen dieses Boxkampfes zu Bett und wandte sich nach seiner Genesung lieber wieder der Dressur der weniger gefährlichen Raubtiere zu.

Scherz und Spott

Das lädt tief blitzen. „Ich weiß nicht“, sagte ein Herr bei einem angeregten Ballfest zu seinem Freunde, „der Lippenstift meiner Frau schmeckt immer ganz anders wie der der andern“, und wischte sich sorgfältig die Lippen ab. „Ja, das habe ich auch schon bemerkt“, meinte der Freund gespielt.

Stoßseufzer. „Ich möchte Großvater sein oder unser Baby“, seufzte die kleine Lucie, die zum erstenmal von Zahnschmerzen geplagt war. „Warum denn, mein Liebling“, fragte die Mutter. „Na, Großvater hat doch keine Zähne mehr und Baby hat noch keine.“